

**Ansprache des Vorsitzenden des Diözesanrats der Katholiken,
Professor Dr. Alois Baumgartner,
beim Neujahrsempfang der Erzdiözese München und Freising
am 19. Januar 2001**

Anrede,

für den Diözesanrat der Katholiken der Erzdiözese darf ich Ihnen gute Wünsche zu Beginn des Jahres 2001 aussprechen: Ein gesegnetes Jahr für Sie persönlich, für Ihre Familien und für Ihre Arbeit - für das Gelingen dessen, was Ihnen der Beruf abverlangt, und für das Gelingen dessen, was Sie sich freiwillig und unentgeltlich zur Aufgabe gemacht haben. 2001 hat uns schon gefangen genommen. Der Beginn des neuen Jahres hat uns, so schien es mir, diesmal noch weniger eine Schonfrist gewährt. Die Faszination des Neujahrstages, in dem das Jahr anbricht, in dem uns, wie von Mörike besungen, die Chance des Anfangs bewusst und an dem die Zeit wie ein zu bestellendes Feld vor uns liegt, ist schneller als sonst verflogen. Das Unaufgearbeitete und unversöhnt Gebliebene des vergangenen Jahres hat uns rasch eingeholt und bestimmt unsere Tagesordnung. Und doch leben wir, lebt jeder von uns von Zäsuren, davon, dass ihm von Mal zu Mal eingeräumt wird, einen neuen Anlauf zu nehmen. Das Verlangen, immer wieder anfangen zu dürfen, ist offensichtlich dem Menschen eingestiftet, gehört zur *conditio humana*. Es immer wieder miteinander zu versuchen, ist eine Grundvoraussetzung gemeinschaftlichen Lebens. Könnte

es sein, das wir dabei sind, dies zu vergessen? Liegt möglicherweise das Zerbrechen vieler Beziehungen gar nicht in erster Linie in der häufig behaupteten Bindungsunfähigkeit und in einem sich ausbreitenden Individualismus begründet, sondern in einem Mangel an Geduld und Versöhnlichkeit, indem wir einander und dem gemeinsamen Leben zu wenig neue Chancen geben? Gewiss, keine Gemeinschaft und kein Einzelner kann und darf seine Vergangenheit abstreifen, zumal nicht die verschuldeten Momente seiner Lebensgeschichte.

Papst Johannes Paul hat uns daran erinnert mit seinem Schuldbekenntnis, das viele irritiert hat, dadurch dass er darauf bestand, im Heiligen Jahr das Unheilige in der Geschichte der Kirche zu bekennen. Aber dennoch: Niemand kann leben, wenn er an seiner belasteten Vergangenheit festgenagelt wird und wenn ihm nicht die Chance des Neubeginns zugestanden wird. Die jüngste Debatte um die Vergangenheit eines Spitzenpolitikers - gewiss kein Exponent des deutschen Katholizismus - wäre unter diesem Gesichtspunkt nachzulesen. Manches was dabei in der Pose der Moral daherkam, war weit entfernt vom Ethos und dem Geist, der uns aus dem Evangelium entgegen schlägt.

Aber wir müssen den Gedanken grundsätzlich erfassen. Die Humanität einer Gesellschaft bemisst sich möglicherweise mehr als wir ahnen danach, wie diese mit Schuld und Schuldiggewordenen umgeht. Wir dürfen Schuld nicht verharmlosen schon der Opfer wegen nicht. Wir können es nicht akzeptieren, dass menschliche Schuld sich gleichsam in einer unverbindlichen Verantwortungsrhetorik verliert. Andererseits aber werden wir rasch selbstgerecht, wenn wir uns keine Rechenschaft über die Brüchigkeit des eigenen Lebensentwurfs geben. Und - wir missachten eine wesentliche Bedingung für die Integrationsfähigkeit der Gemeinschaft, wenn wir nicht wachsam sind gegenüber einer manchmal ins Habituelle und Strukturelle sich verfestigenden Unversöhnlichkeit. Wir müssen wachsam sein, dass die Unversöhnlichkeit nicht unsere politi-

sche Kultur unterwandert, wachsam bei der Gesundheitsreform, wenn es etwa um die Frage selbstverschuldeter Krankheit geht, und nicht zuletzt auch wachsam gegenüber dem Strafvollzug, wenn hier nur noch harte Strafen und das Wegsperrten gefordert werden und die Idee der Resozialisierung kaum mehr eine Rolle spielt.

Was zu den bedrückenden Erfahrungen des vergangenen Jahres gehört, gleichsam eine belastende Mitgift ins neue Jahr herein, war der Vorwurf, bei uns in Deutschland zeichne sich eine Spaltung der Kirche ab, eine Spaltung in eine Laienkirche und in eine Amtskirche. Das wäre in der Tat eine unserem Kirchenverständnis hohnsprechende Entwicklung. Anlass dieses Vorwurfs ist die Tatsache, dass Katholiken mit Beginn dieses Jahres im Rahmen von bürgerlichen Vereinen die Konfliktberatung nach den staatlichen Vorgaben weiterführen, was der Kirche als Ganzer verwehrt ist. Das Argument lautet: Was dem Zeugnis der Kirche als Ganzer abträglich sei, könne nicht authentisches, legitimes Zeugnis einzelner Christen sein. Es ist hier nicht der Ort, um die Tragfähigkeit dieser Argumentation zu bedenken. Aber ich möchte doch deutlich sagen, ohne dass ich jedes Wort und jede Wendung von unserer Seite verteidigen möchte: Aus meiner Sicht entspricht der Spaltungsvorwurf gegenüber den Laien nicht der Realität, zumindest nicht in den Diözesen, die ich überblicken kann. Gleichwohl ist der Vorwurf gefährlich. Solche Sätze fallen auch auf bereiten Boden. Sie bedienen das Ressentiment derer, welche die Mitarbeit und Mitverantwortung der Laien in der Kirche, zumal in den nach dem Konzil geschaffenen Organen, als Anmaßung von Funktionären und Berufskatholiken aburteilen, wie man dann den Leserbriefspalten entnehmen kann. Mit anderen Worten: Der Vorwurf der Spaltung treibt möglicherweise erst den Spalt in den Stamm der Kirche.

Was bei der anhaltenden Diskussion um die kirchlichen Streitthemen der letzten Zeit auffällt, ist, dass der Weg der aktiven Kirchenmitglieder seit dem Zweiten Vatikanischen Konzil nicht parallel verlaufen ist. Da ist bei vielen von uns das Bewusstsein, Teil der kirchlichen Gemeinschaft zu sein, und der Wille, ihr Leben mit zu gestalten und mit zu verantworten. Andere identifizieren sich mit der Kirche auf andere Weise. Sie stehen treu zur Kirche im Sinn einer unverbrüchlichen Gefolgschaft. Die einen haben ein sehr nüchternes Bild von Kirche und bringen sich tatkräftig ein wie in sonstigen Gesellschaftsbereichen auch, andere halten an einer sakralen, abgehobenen Vorstellung von Kirche fest, wie sie uns in Gertrud von Le Forts Hymnen entgegen tritt. Da gibt es bei gleicher Ernsthaftigkeit ganz unterschiedliche Ausprägungen von persönlicher Glaubigkeit, weltzugewandte Formen der Spiritualität und sehr zurückgezogene, kontemplative Formen. Die einen halten das kritische Wort innerhalb der Kirche für einen selbstverständlichen Ausdruck ihrer mündigen Zugehörigkeit zur Gemeinschaft, andere stößt es ab. Die innerkirchliche Pluralisierung ist manchen ein Zeichen der Auflösung. Sie wünschen sich mehr Unisono und geschlossene Formation; für andere hat sie den Charme des Konzertanten. Wie schnell hier wechselseitige Irritationen und Entfremdungen entstehen können, aus welchen Anlässen auch immer, liegt auf der Hand.

Das heißt, wir müssen sehr wohl um die Einheit der Kirche besorgt sein. Aber die Gefahr liegt bei nüchterner Betrachtung wahrlich nicht in einem Zwei-Säulen-Denken, das ein Auseinanderdriften von Diakonen, Priestern und Bischöfen auf der einen Seite und den Laien auf der anderen Seite befürchten ließe. Die Gefahr besteht eher in der Verabsolutierung von Teilproblemen, in der Unduldsamkeit, in der Verschärfung von Konflikten und in den kleinen Unfehlbarkeiten, die wir für uns gruppenweise oder einzeln reklamieren. Da liegen die zentrifugalen Kräfte, die uns in der Kirche häufig auseinander reißen,

die uns lähmen, die unser Zeugnis in die Gesellschaft hinein verdunkeln und uns als eine unentwegt mit sich selbst beschäftigte Kirche erscheinen lassen.

Was brauchen wir am nötigsten, um die Einheit zu bewahren? Zuerst benötigen wir wieder die Konzentration auf die Mitte unseres Glaubens und auf das Zentrum kirchlicher Sendung. Entschuldigen Sie das etwas Holzschnittartige. Aber wir werden sicher die Einheit nicht über die Auseinandersetzung um Grenzprobleme herstellen können, sondern allein in der Verständigung darüber, was Christsein bedeutet und was kirchliche Sendung heute heißt. Wir werden uns bewusst machen müssen, dass die Einheit der Kirche sich ganz wesentlich in der eucharistischen Gemeinschaftsfeier herstellt und darstellt, wenn wir uns im Hochgebet jeder Messe in die Gemeinschaft mit der Ortskirche von München und Freising und mit unserem Bischof hineinstellen, ebenso wie in die Gemeinschaft der Weltkirche mit dem Inhaber des Petrusamtes an der Spitze. Wenn wir uns den Friedensgruß geben und dabei wissen, dass er nicht nur dem unmittelbaren Nachbarn in der Kirchenbank gilt.

Aber dann brauchen wir zweitens eine große Freiheit, die es jedem ermöglicht, aufgrund seiner Herkunft, seiner Erfahrung, seiner Lebensgeschichte und seines Gewissens die ihm eigene Form eines christlichen Zeugnisses zu suchen. Und wir müssen verstehen, dass die sich so einstellende Vielfalt des Zeugnisses Reichtum bedeutet und nicht Verfall.

Und wir brauchen drittens Bischöfe, die uns in den zentralen Fragen des Glaubens immer wieder bestärken und zugleich die Kraft besitzen, der Freiheit, die immer mit Risiken verbunden ist, nicht mit Angst zu begegnen und die Vielfalt des Zeugnisses gelten zu lassen. Ich meine, wir haben gottlob einen solchen Bischof, und dafür können wir dankbar sein.

(Schlusswort)